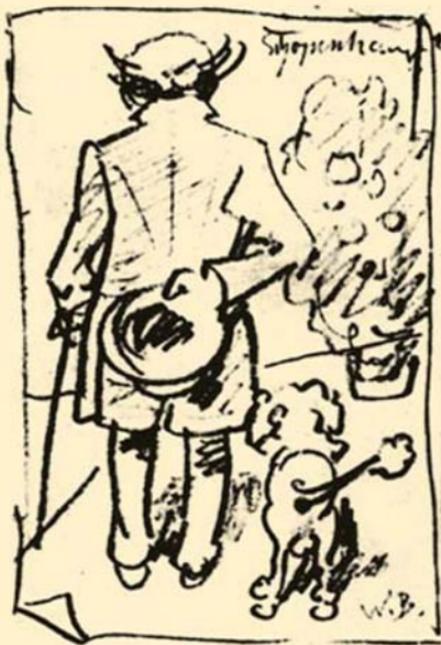


Otto A. Böhmer  
*Schopenhauer*  
oder  
*Die Erfindung der  
Altersweisheit*



beck<sup>ische</sup>  
reihe

Arthur Schopenhauer (1788–1860), unter den großen Philosophen einer der sprachgewaltigsten, kann als der eigentliche Erfinder der Altersweisheit gelten. Er hat seine Anhänger, und es werden immer mehr. Von ihm lassen sich Einsichten beziehen, die nicht unbedingt glücklich machen, dafür jedoch beträchtliche Gelassenheit vermitteln.

Was man bekommt, wenn man auf Schopenhauer als Lebensberater setzt, davon erzählt dieses Buch. Es zeigt, daß man sich seiner Philosophie bedienen kann, ohne zum Schopenhauerianer werden zu müssen. Wer Schopenhauer liest, macht nicht automatisch eine Ausbildung zum Menschenfeind durch, sondern wird mit Heiterkeit belohnt: «Der Heiterkeit, wann immer sie sich einstellt, sollen wir Tür und Tor öffnen: denn sie kommt nie zur unrechten Zeit.»

Otto A. Böhmer hat Philosophie, Politologie, Soziologie und Literaturwissenschaft studiert und über Johann Gottlieb Fichte promoviert. Er lebt als freier Schriftsteller, Übersetzer, Rundfunkautor, Filmemacher und Literaturkritiker in der Wetterau. Bei C.H.Beck ist von ihm lieferbar: *Sternstunden der Philosophie*.

Otto A. Böhrner

*Schopenhauer*

*oder*

*Die Erfindung der Altersweisheit*

Verlag C.H.Beck

*Für Christel und Mareike*

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2010

Umschlaggestaltung: malsyteufel, Willich

Umschlagabbildung: Bleistiftzeichnung von  
Wilhelm Busch, Schopenhauer Archiv

Frankfurt am Main

ISBN Buch 978 3 406 60095 1

ISBN eBook 978 3 406 61511 5

[www.chbeck.de/30345](http://www.chbeck.de/30345)

## *Inhalt*

Prolog: Es ist, wie es ist.  
Schopenhauer als Lebensberater

7

Geld allein ist das absolut Gute

22

Die sackgroben Formen

28

Eine recht ordentliche Hölle

34

Zum Glück

42

Immer derselbe

49

Der eigentliche Mensch

58

Dein Wille geschehe

67

Mit Herz und mit Kopf

76

Standpunkte

86

Der Gegenwartist

100

Durch die Hintertür

107

Nichts und wieder nichts

114

Herzensangelegenheiten

122

Das eine Weltauge

132

Die Köpfe der Menge

141

Fackeln vor der Sonne

149

Epilog: Selbstanzeige

155

*Zitierte Ausgaben:*

Arthur Schopenhauer: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Arthur Hübscher. Bd. I–VII. 3. Auflage. Wiesbaden 1972.

Arthur Schopenhauer: Reisetagebücher aus den Jahren 1803–1804. Herausgegeben von Charlotte von Gwinner. Leipzig 1923

Prolog:

*Es ist, wie es ist*

Schopenhauer als Lebensberater

Der Philosoph Arthur Schopenhauer, der sich zeit seines Lebens gern an die von ihm selbst ausgegebene Devise «Bescheidenheit bei mittelmäßigen Fähigkeiten ist bloße Ehrlichkeit; bei großen Talenten ist sie Heuchelei!» hielt, dachte nicht nur Großes von seiner eigenen Philosophie, sondern war sich auch im klaren darüber, wie sie, im Dienst einer höheren Evidenz, entstanden war. Die Grundzüge von Schopenhauers Weltansicht bildeten sich schon früh heraus. Im Jahre 1832 notierte der damals vierundvierzigjährige Philosoph in dem von ihm so genannten *Cholerabuch*, das er angeblich «auf der Flucht vor der Cholera» begonnen hatte, der sein Kollege Hegel, zu Schopenhauers stillem, aber diebischem Vergnügen, zum Opfer gefallen war: «In meinem 17ten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingepprägten Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Dasein gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden ... Allerdings spricht aus dem menschlichen Dasein die Bestimmung des Leidens; es ist tief ins Leiden eingesenkt, entgeht ihm nicht; sein Fortgang und Ausgang ist durchweg tragisch; eine gewisse Absichtlichkeit hierin ist nicht zu verkennen..., weshalb meinem ganz einseitigen, aber so weit er sah:

richtigen Blick in der Jugend, die Welt sich als ein Werk des Teufels darstellt.»

Die Ereignisse, die in Schopenhauers siebzehntem Lebensjahr auf ihn wirkten, waren Erlebnisse eines fahrenden jungen Mannes. Heinrich Floris Schopenhauer, der Vater des angehenden Philosophen, ein redlicher, aus Danzig stammender Handelsmann, hatte seinen Sohn zu einer fast zweijährigen Europareise überredet. Zum Dank dafür mußte Arthur versprechen, nach seiner Rückkehr mit einer kaufmännischen Lehre zu beginnen und damit den Herzenswunsch seines Vaters zu erfüllen. Arthur willigte ein; die Reise lockte ihn, und der Vater, dessen Integrität er bewunderte, war für ihn eine zu große Respektperson, als daß er es auf Dauer gewagt hätte, sich seinen Plänen entscheidend zu widersetzen, obwohl die Hauptinteressen des jungen Schopenhauer damals schon mehr den Wissenschaften und der geheimen Melancholie der schönen Künste galten. Anfang Mai 1803 brach die Familie Schopenhauer auf; mit von der Partie war noch Arthurs Mutter Johanna Schopenhauer, die später zu einer erfolgreichen Schriftstellerin werden sollte. Die Reise, die im August 1804 endete, führte durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Österreich. Arthur Schopenhauer hat seine Eindrücke von dieser Reise in eigenen Aufzeichnungen festgehalten, die später, sehr viel später, als er längst berühmt geworden und von der philosophischen Bühne schon wieder abgetreten war, unter dem Titel *Reisetagebücher* veröffentlicht wurden.

Die Reisenotizen des jungen Schopenhauer verraten noch wenig von der Genialität und Stilsicherheit des späteren Philosophen. Berichtet wird von den bekannten Sehenswürdigkeiten, von fremdländischen Speise- und Kleidungsgewohnheiten oder gewissen Absonderlichkeiten, die dem jungen Mann, der sich ansonsten eher vornehm gelangweilt gibt, aufgefallen waren. Nur selten läßt er die Zurückhaltung des wohlerzogenen Soh-

nes aus gutbürgerlichem Hause fallen und gerät in Begeisterung – wie etwa bei einer Bergbesteigung im Berner Oberland oder beim Anblick des Montblanc-Massivs im Tal von Chamonix. Tief beeindruckt, ja betroffen gemacht hat Schopenhauer nur eine Begebenheit, die für ihn zum Schlüsselerlebnis wurde und die Grundzüge seiner pessimistischen Weltanschauung vorprägte: Mitte April 1804 hatte die Familie Schopenhauer von Marseille aus einen Ausflug nach Toulon unternommen und dort die Gelegenheit genutzt, den Hafen zu besichtigen; dabei sah Arthur zum ersten Mal in seinem Leben Galeeren-Sklaven – ein Anblick, der ihn erschütterte. In seinen *Reisetagebüchern* schrieb er darüber: «Alle schweren Arbeiten im Arsenal werden durch die Galeeren-Sklaven verrichtet, deren Anblick für Fremde sehr auffällig ist. Sie werden in drei Klassen aufgeteilt: Die Erste machen diejenigen, die nur für leichte Verbrechen und kurze Zeit da sind, Deserteurs, Soldaten, die gegen die Subordination gefehlt haben usw... Die zweyte Klasse besteht aus größeren Verbrechern: sie arbeiten zwey und zwey, mit schweren Ketten an den Füßen zusammengefesselt. Die dritte Klasse, die der schwersten Verbrecher, ist an die Bänke der Galeere geschmiedet, die sie gar nicht verläßt: diese beschäftigen sich mit solchen Arbeiten, die sie im Sitzen verrichten können. Das Loos dieser Unglücklichen halte ich für bey weitem schrecklicher wie Todes-Strafen. Die Galeeren, die ich von außen gesehen habe, scheinen der schmutzigste, ekelhafteste Aufenthalt, der sich denken läßt... Das Lager der Sträflinge ist die Bank, an die sie gekettet sind. Ihre Nahrung bloß Wasser und Brod: ich begreife nicht, wie sie, ohne eine kräftigere Nahrung und von Kummer verzehrt, bey der starken Arbeit, nicht eher unterliegen; denn während ihrer Sklaverey werden sie ganz wie Lastthiere behandelt: Es ist schrecklich, wenn man es bedenckt, daß das Leben dieser Galeeren-Sklaven, was viel sagen will, ganz freudenlos ist – und bey denen, deren

Leiden auch nach fünfundzwanzig Jahren kein Ziel gesetzt ist, auch ganz hoffnungslos; läßt sich eine schrecklichere Empfindung denken, wie die eines solchen Unglücklichen, während er an die Bank der finsternen Galeere geschmiedet wird, von der ihn nichts wie der Tod mehr trennen kann! – Manchem wird sein Leiden wohl noch durch die unzertrennliche Gesellschaft dessen erschwert, der mit ihm an eine Kette geschmiedet ist. Und wenn dann nun endlich der Zeitpunkt herangekommen ist, den er ... täglich mit verzweifelnden Seufzern herbeywünschte: das Ende der Sklaverei, was soll er werden? – Er kommt in eine Welt zurück, für die er seit ... Jahren todt war; die Aussichten, die er vielleicht hatte, als er zehn Jahre jünger war, sind verschwunden: Keiner will den zu sich nehmen, der von der Galeere kommt... Jahre Strafe haben ihn von dem Verbrechen des Augenblicks nicht reingewaschen. Er muss zum zweyten Mal ein Verbrecher werden und endet am Hoch-Gericht.»

Nachdem man den Hafen von Toulon, die Galeeren und ihre unglücklichen Insassen bestaunt hatte, kehrte die Familie Schopenhauer nach Marseille zurück. Arthurs Reisetagebuch berichtet wieder von angenehmeren Dingen; er plaudert über eine Gemäldeausstellung, erörtert die Vorzüge mediterranen Klimas und räsoniert über die «Durchlässigkeit» des «südlichen Lichtes». Die Erinnerung an die Galeeren-Sklaven aber wirkte in dem angehenden Philosophen nach; er behielt sie als abrufbares Bild, das sich in der noch ungeordneten Welt seiner Gedanken bereithielt, um noch einmal von sich reden zu machen. Zunächst jedoch erfüllte er sein Versprechen: Er trat die Kaufmannslehre an, die sich, wie befürchtet, als Tortur erwies und seinen ohnehin schon ausgeprägten Hang zu düsteren Visionen und globaler Nörgelei noch verstärkte. Der plötzliche Tod des Vaters am 20. April 1805 tat ein übriges: Arthur, hin- und hergerissen zwischen heftiger Trauer und einer sich eher verschämt anbietenden Hoffnung, aus der verhaßten Lehre doch noch aus-

steigen zu können, wurde immer unzufriedener. Er gab sich als Querulant von hohen Graden, was im besonderen seine Mutter zu spüren bekam, der er vorwarf, schon immer ein leichtes und lockeres Leben auf Kosten seines Vaters geführt zu haben. Johanna Schopenhauer, eine selbstbewußte Frau, der die Künste der Ironie nicht fremd waren, ließ sich von ihrem Sohn nichts gefallen; sie löste das Schopenhauersche Kontor auf und zog mit der 1797 geborenen Tochter Adele nach Weimar. Arthur blieb zunächst allein in Hamburg zurück. Er legte seine Unzufriedenheit nun in die Briefe, die er nach Weimar sandte; schließlich hatte seine Mutter – die mittlerweile als Schriftstellerin von sich reden machte und einen bekannten Salon führte, in dem auch Goethe sich gerne sehen ließ – ein Einsehen mit den unermüdlichen Klagen ihres Sohnes: Sie stellte ihm die Entscheidung frei, die Kaufmannslehre zu beenden und statt dessen, nach Abschluß seiner Schulausbildung, mit einem Studium zu beginnen.

Schopenhauer ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Juni 1807 wurde er Schüler am Gymnasium in Gotha, und bereits zwei Jahre später immatrikulierte er sich an der Universität Göttingen. Am 22. Februar 1809, an seinem 21. Geburtstag, zahlte ihm seine Mutter den väterlichen Erbanteil in Höhe von 20 000 Reichstalern aus; hinzu kamen noch, wie es hieß, «Revenuen aus der Verwaltung eines Anteils an den Schopenhauerschen Ländereien» bei Danzig. Das ergab, über den Daumen gepeilt, einen Jahreszins von etwas mehr als 1000 Talern. Zum Vergleich: Goethe als ranghöchster Staatsbeamter Weimars hatte 1775 für ein Jahressalär von 1200 Talern seine Dienste am Hofe des Herzogs Karl August angetreten. Schopenhauer hatte also allen Grund, zufrieden zu sein. Er war es auch – vorübergehend. Dem beglückenden Zustand, finanziell unabhängig zu sein, bewahrte der Philosoph ein lebenslanges, freundliches Andenken. Er lobte den Vater, der ihm dieses ermöglicht hatte; für

die Mutter allerdings fand er noch immer nur wenig schmeichelhafte Worte. Wenn der Student Arthur Schopenhauer nach Weimar kam und der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer einen Besuch abstattete, gab es regelmäßig Streit. Johanna, als bekannte Autorin von vielen bewundert, war inzwischen noch selbstbewußter geworden: Sie wies den Sohn an, sich in ihrem Hause aller Gehässigkeit zu enthalten. Arthur, dem auch der neue Freund seiner Mutter mißfiel, stänkerte ungerührt weiter. Als er schließlich seine Absicht kundtat, nach Weimar übersiedeln, machte sie ihm in einem Brief, der ein bezeichnendes Licht auf Schopenhauers mutmaßliche Charaktereigenschaften wirft, ein für allemal klar, welche Bedingungen sie an ein Zusammenleben von Mutter und Sohn in Weimar zu knüpfen gedachte: «Nun zu Deinem Verhältnisse hier gegen mich ... Daß ich Dich recht lieb habe, daran zweifelst Du nicht; ich habe es Dir bewiesen, solange ich lebe. Es ist zu meinem Glücke notwendig zu wissen, daß Du glücklich bist, aber nicht, ein Zeuge davon zu sein. Ich habe Dir immer gesagt, es wäre sehr schwer, mit Dir zu leben; und je näher ich Dich betrachte, desto mehr scheint mir diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen... Dein Mißmut ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, Du bist nur auf Tage bei mir zu Besuch gewesen, und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts, und... ich atmete erst frei, wenn Du weg warst, weil Deine Gegenwart, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsternen Gesichter, Deine bizarren Urteile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten... Ich lebe jetzt sehr ruhig; seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich nicht Dir zu danken hätte. Ich bin still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt; alles geht seinen ein-

förmigen Gang, ich gehe den meinen..., und das Leben gleitet dahin, ich weiß nicht wie. Dies ist mein eigentliches Dasein, und so muß es bleiben, wenn Dir die Ruhe und das Glück meiner noch übrigen Jahre lieb ist... Dazu gehört, daß wir wenig miteinander sind... Höre also, auf welchem Fuß ich mit Dir sein will. Du bist in Deinem Logis zu Hause; in meinem bist du ein Gast, wie ich es etwa nach meiner Verheiratung im Hause meiner Eltern war, ein willkommener, lieber Gast, der immer freundlich empfangen wird, sich aber in keine häusliche Einrichtung mischt. Um diese bekümmerst Du Dich gar nicht ... ich dulde keine Einrede, weil es mich verdrießlich macht und nichts hilft... An meinen Gesellschaftstagen kannst Du abends bei mir essen, wenn Du Dich dabei des leidigen Disputierens... wie auch alles Lamentierens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht – und ich gerne gut schlafe.»

Schopenhauer bemühte sich eine Zeitlang, den Wünschen seiner Mutter nachzukommen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Sein Naturell, das Johanna Schopenhauer treffend beschrieben hatte, brach sich immer wieder Bahn. In ihrem Salon, einem gehobenen Ort sorglosen Plauderns, wirkte er wie ein gelehrter Grobian, der seine Lebensaufgabe darin sah, für schlechte Laune zu sorgen. Schopenhauers Weltsicht stand fest; das Licht, das ihm im Hafen von Toulon aufgegangen war, warf seinen trüben Schein voraus und wies ihm die Richtung. Als er mit dem Philosophiestudium begann, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis er die seinen Anschauungen gemäßen Gedanken gefunden haben würde. Im Oktober 1813 promovierte er an der Universität Jena mit der Dissertation *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* zum Doktor der Philosophie. Johanna Schopenhauer, auf der Höhe ihres Ruhms stehend, kommentierte die Arbeit ihres Sohnes

mit der spöttischen Frage: «Das ist wohl etwas für Apotheker?», worauf er entgegnete: «Man wird sie noch lesen, wenn von Deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in der Rumpelkammer stecken wird!» Johanna Schopenhauer erwiderte: «Von der Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein.»

Mit dieser Prognose sollte die Mutter, zumindest was sein Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* anging, zunächst recht behalten. Im Mai 1814 ließ sich Schopenhauer in Dresden nieder. Die Stadt gefiel ihm; er lebte auf und wurde, für seine Verhältnisse, direkt gesellig. Er verkehrte in Literaten- und Künstlerkreisen und wußte dort mit respektlosen Scherzen auf sich aufmerksam zu machen. Zu seiner guten Laune trug auch der Umstand bei, daß er spürte, wie seine Philosophie sich konkretisierte und zu einem veritablen Gedankengebäude aufwuchs. Das Bild von Toulon, das seinen Eindruck hinterlassen hatte, machte wieder von sich reden und ließ sich nun – endgültig – beim Wort nehmen. In einer seiner autobiographischen Skizzen notierte Schopenhauer dazu rückblickend: «Von 1814 bis 1818 habe ich in Dresden privatisiert, die Bibliothek und Kunstsammlungen zu vielseitigen Studien benutzend und in der schönen Umgebung meinen Gedanken nachhängend... Während dieses vierjährigen Aufenthalts in Dresden ist es gewesen, daß in meinem Kopfe, gewissermaßen ohne mein Zutun, mein philosophisches System, strahlenweise wie ein Kristall zu einem Zentrum konvergierend, zusammenschloß, so wie ich es sofort im ersten Band meines Hauptwerks niedergelegt habe. Mich haben nicht die Bücher, sondern die Welt hat mich befruchtet.»

Schon ein Jahr zuvor, in Berlin, wo er sich über die Philosophen Schleiermacher und Fichte geärgert hatte, waren Schopenhauer Gedanken zu Kopf gestiegen, die ihm wie die Vor Spiegelung seiner künftigen Philosophie erschienen, der er, in geeigneter Umgebung, zur Ausarbeitung verhelfen wollte. Was in den beiden Berliner Jahren noch philosophisches Stückwerk

blieb, geriet in seiner Dresdner Zeit wie von selbst aufs Papier und fügte sich zum System. Schopenhauer kam es vor, als müßte er nur seiner inneren Stimme lauschen, die ihm Kunde gab vom Geheimnis der Welt. Er wurde zum Protokollant einer Philosophie, deren Zeit gekommen war. Das äußere Gebaren des jungen Mannes, der sich nicht nur gedankenverloren gab, sondern auch enthusiastisch zeigte, war dabei von kuriosen Zügen nicht frei. Schopenhauers späterer Schüler und Adlatus Frauenstädt berichtete:

«Als Schopenhauer zu Dresden mit seinem Hauptwerk schwanger ging, zeigte er, wie er mir selbst erzählt, in seinem ganzen Wesen und seinen Gebärden etwas so Auffallendes, daß man ihn beinahe für toll gehalten. Einst, im Treibhause zu Dresden umhergehend und ganz in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen vertieft, habe er sich gefragt, woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? Was will mir hier dieses Gewächs in seiner so eigentümlichen Gestalt sagen? Welches ist das innere subjektive Wesen, der Wille, der hier, in diesen Blättern und Blüten, zur Erscheinung kommt? – Er habe vielleicht laut mit sich gesprochen und sei dadurch sowie durch seine Gestikulationen dem Aufseher des Treibhauses aufgefallen. Dieser sei neugierig gewesen, wer denn dieser sonderbare Herr sei, und habe ihn beim Weggehen ausgefragt. Hierauf Schopenhauer: «Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen viel Dank schuldig.» Darauf habe ihn jener angesehen, als ob er einen Verrückten vor sich habe. «Das aber ist Humor», fügte Schopenhauer bei dieser Gelegenheit hinzu.»

Schließlich war es so weit: Im März 1818 hatte Schopenhauer das Manuskript seines Buchs abgeschlossen, das Anfang 1819 bei Brockhaus in Leipzig erschien und zu einem eindrucksvollen Mißerfolg wurde. Die Drucklegung seines Werkes hatte der Philosoph gar nicht abgewartet. Im September 1818 war er zu

seiner ersten Italienreise aufgebrochen, die ihn nach Venedig, Rom, Neapel und Mailand führte. Schopenhauer war von dem Wert seines Buches felsenfest überzeugt. Auch als sich abzeichnete, daß es von den Meinungsführern der philosophischen Welt fast gänzlich ignoriert wurde, ließ er sich nicht beirren. Zweifel überkamen ihn selten; er rechnete fest mit der Dummheit der Menschen und vertraute darauf, daß die Wahrheit sich letztlich doch durchsetzen würde. An der Grundeinschätzung seines Werkes, die er schon am 28. März 1818 in einem überaus selbstbewußten Brief an seinen zukünftigen Verleger Brockhaus kundgetan hatte, hielt Schopenhauer ein Leben lang fest: «Mein Werk ... ist ein neues philosophisches System; aber neu im ganzen Sinne des Wortes: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen, sondern eine im höchsten Grade zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgendeines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie anderen verständlich mitzuteilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Überzeugung nach, eines von denen sein, welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert anderen Büchern werden ... Vor einem Jahr fing ich an, das Ganze im zusammenhängenden Vortrag für andere faßlich zu machen ... Dieser Vortrag selbst ist gleich fern von dem hochtönenden, leeren und sinnlosen Wortschwall der neuen philosophischen Schule ...; er ist im höchsten Grade deutlich, faßlich, dabei energisch, und ich darf wohl sagen, nicht ohne Schönheit: nur wer echte Gedanken hat, hat echten Stil. Der Wert, den ich auf meine Arbeit lege, ist sehr groß: denn ich betrachte sie als die ganze Frucht meines Daseins. Der Eindruck nämlich, welchen auf einen individuellen Geist die Welt macht, und der Gedanke, durch welchen der Geist, nach erhaltener Bildung, auf jenen Eindruck reagiert, ist allemal nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre da, vorhanden und geschehen; alles Spätere sind nur Entwicklungen und Variationen desselben.»